

# Illyrisches Blatt.

## ZEITSCHRIFT

i ü r

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Nr. 51.

Samstag den 23. Juni.

1848.

### Die Freiheit.

Die Freiheit, die Freiheit! Das ist ein feis'her Trank  
Für Jeden, der in Ohnmacht und Traurigkeit versank.  
Die Freiheit, die Freiheit! Das ist ein Feuerwein,  
Es schlürfen selbst die Todten daraus sich Leben ein.

Die Freiheit, die Freiheit! Ihr Schenken sink herbei!  
Daß eines Joden Becher gefüllt zum Rande sey!  
Die Freiheit, die Freiheit! Ihr Becher nicht gesäumt!  
Es mundet stets am Besten, so lang' der Wein noch schäumt.

Und leeret frisch die Gläser zum Grund auf Einen Zug!  
Noch steht ja reich gefüllet beim Schenken mancher Krug.  
Und wieder eingeschenkt und wieder ausgeleert!  
Man lernt im Weitertrinken erst recht des Weines Werth.

So schenken sie und zechen vom neuen Lebenssaft,  
Damit im Joden wachse die neuerstand'ne Kraft.  
Si, wie der Mensch sich irren und sich betrinken kann:  
Da liegen sie nun alle, bis Jöder Mann bei Mann.

Die Freiheit, die Freiheit! das ist ein sond'rer Trank,  
Daran gar mancher Joder in Ohnmacht schon versank.  
Die Freiheit, die Freiheit! Das ist ein Feuerwein,  
Der mit Verstand vor Allem will stets getrunken seyn.

Die Freiheit, die Freiheit! Das ist ein starker Wein,  
Daran ein guter Magen will lang' gewöhnet seyn.  
Sie hatten lang' gefaslet in Wien und in Berlin,  
Und wollten nun mit ein Mal bis auf die Reize zieh'n.

Si, wie der Mensch sich irren und sich betrinken kann!  
Es thaten die Berliner und Wiener übel d'ran.  
Erst immerdar zu nüchtern, nun immerfort berauscht —  
Das heißt: Für eins der Uebel ein and'res eingetauscht.

Drum, Freunde, nicht gefaslet! Die Freiheit Tag für Tag,  
Damit sich unser Magen daran gewöhnen mag.  
Noch laßt uns nie vergessen: Die Freiheit ist ein Wein,  
Der mit Verstand vor Allem will stets genossen seyn!

R. G.

### Die Taufe an der Saviza.

Nach dem Arabischen des Dr. Preschern, von Georg Jenko.

(Schluß.)

Jetzt ruderte von der andern Seite des Sees ein bekannter Fischer herüber und machte ihn auf seine Gefahr aufmerksam. Er erzählte, wie Baljün gegen die gefangenen Brüder grausam wüthe, wie ihn die Christen allenthalben suchten. Darum lud er ihn zu sich in den Kahn und

brachte ihn dorthin, wo am Einflusse der Saviza in den See eine dichte Waldung sich ausdehnte. Hier stieg er aus und sagte stehend zum Fischer:

„Eile hin auf die Insel im Weldezersee, und bringe der Bogomila die Kunde, daß sie morgen ihr Certomir bei dem Saviza-Falle sehnüchlich erwarten werde.“

Freundlich blickte am kommenden Morgen die Sonne auf die Häupter des Triglav, jene feierliche Ruhe, die besänftigend auf das Gemüth wirkt, herrschte ringsumher, nur vom brausenden Wasser gestört. Certomir saß in tiefe Gedanken versunken auf einer kleinen Anhöhe, Angesichts des Saviza-Falles. — Plötzlich gewahrte er einige Männer im traulichen Gespräche einerschreiten. Unter ihnen erkannte er sogleich die ehrlichen Wangen des Fischers. Auf einem anderen Pfade näherte sich ihm ein unbekannter Mann; Salar und Stola ließen in ihm einen Diener Christi erkennen — schon griff er nach dem Schwerte — Bogomila stand vor ihm.

„Bogomila! her in meine Arme,“ rief er gerührt; „mag nun tosen der Sturm der Gewalten, mag sich hüllen in Wolken der Himmel, mich kümmert nichts mehr, wenn mein Arm Dich umschlungen hält.“

Nach einer Weile zog sie sich aus seinen Umarmungen, ließ sich auf einem moosbedeckten Steine nieder und begann entschlossen, doch im wehmüthigen Tone:

„Nicht der Vereinigung, der Trennung Stunde ist für uns gekommen. Ich muß Dir sagen, Christus ist mein Gott, getauft ist das greise Haupt des Waters, in den See die Ziva versenkt. Maria wird von der ganzen Gemeinde verehrt. Wie ich zur Erkenntniß des wahren Gottes gelangt, erfahre in wenigen Worten: Oft dachte ich, nachdem Dich der Kahn davongetragen hatte, auf einer einsamen Stätte der Insel, ob unsere Liebe gleich der Welle, welche der Wind erregt, vergehen werde, und ob es denn wirklich keinen Ort, nicht einen milden Stern gebe, wo die Herzen der Liebenden auf ewig sich vereinen werden? — Solche Gedanken ließen mich Arme, seit Du fort von mir, nicht ruhen. Dein Leben in Gefahr, die Wege zu Dir verschlossen zu sehen — ach, das arme Herz — es wußte sich nimmermehr zu helfen, es sah sich jeden Trostes beraubt! Eines Tages ging

ich hin, zu fragen, welches das Schicksal des Krieges sey, und ob er nicht schon bald werde vollendet werden, und ich fand diesen Mann, als er eben die Menschen lehrte, wie uns der größte Gott schuf, wie die Sünde auf die Welt kam; und daß dann der Sohn dieses höchsten Gottes selbst Mensch geworden, um die Menschheit zu retten. Der wahre Gott sey ein Gott der Liebe, alle Nationen seyen Brüder, und Alle, die sich hienieden lieben, sollen nach dem Tode auf ewig vereinigt werden. Als ich, an unsere Vereinigung denkend, nach Hause ging, holte er mich ein, grüßte mich freundlich nach seiner Sitte, und erzählte mir, er wäre ehemals Druiden gewesen, bekehrte sich jedoch zum wahren Glauben und komme jetzt, ihn in unseren Gegenden zu verbreiten. Da es schon Abend wurde und die Dörfer ihm unbekannt waren, bat er mich, mir in die Wohnung des Vaters folgen zu dürfen. Hier angelangt, belehrte er uns noch, und weil wir Alles glaubten, taufte er uns. Doch die Sorge wollte nimmer von mir weichen, daß Du unter Jenen bist, die mein Gott haßt. Ich zitterte für Deinen Himmel. Wie oft kniete ich in der Einsamkeit nieder und flehte zu ihm: „Verwirf ihn nicht, guter Gott! da er Dich unwissentlich beleidigt.“ Und wunderbar hat er Dich gerettet, da alle deine Brüder fielen. Wache auf, Certomir! verlaß' den Pfad der Finsterniß, versäume nicht die Tage des Erbarmens, damit uns eine Liebe ohne Trennung nach dem Tode im Paradiese erblühen könne!“

„Bogomila!“ rief Certomir dankerfüllt, „wie kann ich Dir Deine Liebe, Deine Sorge um mich vergelten? — Dir leb' ich, Dir werd' ich leben, bis ein düstres Grab mich birgt. Gebiete über Glauben, Handlungen und Gedanken. Wie könnte ich Dir was versagen? nicht das thun, was Du begehrt? — Doch gedenke der vielen Wunden, die das Schwert Waljhun's geschlagen, gedenke der Blutströme, die durch Krain geflossen — überlege sie wohl, alle die Handlungen Deiner Christen, und läugne mir noch, wenn Du kannst, daß ihr Gott ein Gott der Rache, nicht der Liebe sey, wie Du ihn nennst.“

„Friede sey auf Erden!“ sprach jetzt der Priester, „sangen die himmlischen Chöre bei der Ankunft des Herrn, der uns lehrt, daß wir Alle Kinder des nämlichen Vaters, alle Menschen Brüder, Brüder alle Nationen. Waljhun thut Alles nach seinem Kopfe, nicht nach dem Willen Gottes.“

„Ich hasse nicht,“ erwiderte Certomir, „den Gott der Liebe, ich nehme gern den wahren Glauben an; in den Götzen ehrte ich nur die Sitte meiner Väter. Doch wenn uns, Bogomila, die Taufe jetzt vereint, wann wird das Eheband uns umschlingen?“

„Wald verwelkt die Blume,“ klagte zärtlich Bogomila, „unter dem kühlen Hauche rauher Lüfte, bald reißt auch der Lebensfaden des Mädchens entzwei, dessen Herz ein frühes Weh gebrochen. Lohnt wohl die kurze Vereinigung, getrübt durch die immerwährende Furcht vor baldiger Trennung? — Ich entsagte willig jedem süßen Sehnen, wick

dem irdischen Vergnügen aus, verzichtete sogar auf den wonnigen Gedanken, Deine Braut zu werden, damit sich nur unsere jungfräulichen Herzen dort oben in der Paradieseslaube zu desto reineren, ewigen Freuden vereinen werden.“

„Wer sich erkühnte,“ hub jetzt der Priester an, „für falsche Götter sein Schwert zu zücken, den kann hienieden der Ehestand nicht beglücken.“

„Wahr sprichst Du,“ erwiderte Certomir vernichtet in seinem Innersten; „ich darf hienieden kein Glück erwarten, das mir stets den Rücken kehrt. — Schlacht und Leben verlor der Vater, aus dem Kerker stieg ins Grab die Mutter; beide deckt schon lange ein grüner Grabeshügel. Erdenfeligkeit versprach mir wohl die Liebe — ach, wie kurz war doch der süße Wahn! Aus ihren Armen riß mich grausam die Posaune ins wilde Schlachtgetümmel. Der Sieg war uns nicht beschieden; dahingestreckt ist die Schaar der wackern Brüder, und ich — die Flucht ist meine Hoffnung, meine Wohnung der Wald! — Ja, Thorheit wär' es, sich mit dem zu binden, den so grausam alle Freuden fliehen!“

„Die wahre Liebe kennt Jener nicht,“ begann Bogomila, „der da glaubt, daß sie die Drangsale des Lebens auslöschen können. Immerfort wird ihre heilige Flamme in meinem Busen lodern, bis die irdische Hülle in Staub versinkt. Doch eine höhere Pflicht verbietet mir, ihre Frucht zu genießen — ich bin Gottes, und kann nicht werden Deine Braut. Jenseits des Grabes wird Dich eine reine, treue Seele erwarten, dort, wo die liebenden Herzen keine Trennung mehr schreckt! Doch, willst Du Bräutigam der Himmelsbraut werden, so ziehe nach Aquileja hin und laß Dich vom Patriarchen zum Priester weihen. Dann ertöne von Deinen Lippen den slovenischen Städten das Heil.“

Die Sonne trat siegreich aus dem Wolkenschleier hervor, der Regenbogen prangte mit seinem Farbenspiel — Bogomila's mildes Antlitz strahlte im Engelglanze. Certomir wischte sich tief gerührt eine Thräne aus dem Auge, drückte seiner Bogomila zum letzten Male die Hand und gab ihr den letzten Kuß.

„Erfülle nur noch eine Bitte mir,“ flehte sie zärtlich, „und beruhige mein besorgtes Herz. Entsage doch, bevor Du scheidest, vor mir dem Götzendienste; laß Dich taufen, werde Christ. Siehe, hier ist der Priester, dort das Wasser!“

Schweigend willigte er ein. Jetzt trat der Priester mit ihm zum Wasser und bezeichnete ihn mit dem heiligen Kreuz. — Bogomila zog heim zum Vater — Certomir nach Aquileja — hienieden sahen sie sich zum letzten Male. —

Mein Freund hatte seinen begeisterten Vortrag eben beendet, als der Fischer den Kahn dort anlehnte, wo die Saviza sanft murmelt in den See sich ergießt. Wir stiegen aus und eilten hin auf die Anhöhe, die sich Angesichts des Falles, nur einige Schritte davon entfernt, erhebt.

„Hier also,“ sprach er gerührt, gewann die Liebe den schönsten Sieg, wornach die Waffengewalt vergebens strebte.“

## Die letzten Augenblicke Louis Philipps in den Tuilerien.

(Aus einem demnächst erscheinenden Werke: „Histoire de la Revolution de Février par Eugène Pelletan.“ Mitgetheilt von Tauffert.)

(S. 1 u. 2.)

Girardin kommt auf dem Platze des Palais-Royal an. Man schlägt sich dort. Das Geräusch des Abfeuerns führt die Worte hinweg. Inzwischen erscheinen einige Kämpfer, geneigt die Waffen niederzulegen, wenn man ihnen die Abdankung des Königs mit seiner Unterschrift bringt.

Dieses Verlangen wird nach den Tuilerien mitgetheilt. Der König ergreift die Feder, und langsam, traurig schreibt er die Worte: „Ich danke ab zu Gunsten meines Enkels, des Grafen von Paris; ich wünsche, daß er glücklicher seyn möge, als ich.“

Der General Lamoricière nimmt das noch feuchte Papier, die letzte Hoffnung der Dynastie, hinweg.

Es ist nun Alles vollbracht. Der König hat nichts mehr zu thun, als ins Exil zu reisen. Es wird der Befehl gegeben, die Truppen innerhalb des Eisengitters zurückzuziehen und die Wagen vorfahren zu lassen. Als diese auf dem Carrousselplatze erschienen, wird der Vorreiter von einem Gewehrschusse niedergestreckt und die beiden ersten Pferde des Gespanns werden getödtet.

Die Equipagen kehren nach den Ställen zurück.

In diesem Augenblicke fand in dem Cabinette des Königs eines jener feierlichen und schrecklichen Schauspiele Statt, welche das letzte Lebewohl der Dynastien an die Nation sind. Der Augenblick der Abreise war herangekommen. Der König legte die Uniform ab, welche er bei der Truppenversammlung angethan hatte. Auf einen Tisch legte er seinen Degen, seine Epauletten und das große Band der Ehrenlegion.

Während er sich dort der königlichen Insignien entledigte, war die Königin unbeweglich, todtentbläht vor Unwillen; über die zitternden Lippen brachen Vorwürfe gegen Thiers aus.

„Sie sind es,“ sagte sie, „der den Thron gestürzt hat, Sie, der Sie die Volkseidenschaft aufgeregt haben, welche jetzt die Monarchie vernichtet. Sie sind ein Undankbarer, Sie verdienen keinen so guten König!“

Thiers war in Traurigkeit versunken und beobachtete Stillschweigen.

Als Ludwig Philipp seine Kleider gewechselt hatte, wandte er sich gegen die Herzogin von Orleans.

„Helene, bleiben Sie,“ sagte er.

Die Herzogin bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und weinte.

Der König grüßte die Anwesenden mit einem Gestus und bot der Königin seinen rechten Arm.

Einstig kehrte er aber wieder um, zog einen Bund Schlüssel hervor und öffnete einen Schrank.

Er schien dort Papiere zu suchen.

Seine Gedanken aber waren verwirrt.

Hestig machte er den Schrank wieder zu, näherte sich dann Jaïs und übergab ihm den Schlüsselbund.

„Sie werden meine Befehle erwarten,“ sagte er.

Und er ergriff abermals den Arm der Königin.

In diesem Augenblicke näherte sich Cremieux.

„Es ist abgemacht, Sire, daß die Regentschaft der Herzogin von Orleans gehört.“

Der König stand plötzlich still.

„Nein,“ sagte er mit lebhafter Stimme, „sie gehört dem Herzoge von Nemours. Ein Gesetz hat ihm die Regentschaft erteilt, ich kann das Gesetz nicht verletzen.“

Und er stieg zu dem Coaterrain hinab, welches auf die Terrasse am Rande des Wassers führt. Er begab sich zu Fuß bis zur Drehbrücke und fand dort einen kleinen, nur mit einem Pferde bespannten Wagen vor. Er stieg auf, die Königin folgte ihm. Die sieberhafte Aufregung, welche letztere bisher aufrecht erhalten hatte, verließ sie. Fast ohnmächtig fiel sie unter die Räder. Das Pferd setzte sich in Gang, die Escadron Cuirassiers, welche auf dem Concordiaplatz hielt, setzte sich ebenfalls in Bewegung und bildete die Escorte. Ein zweiter Wagen folgte dem Wagen des Königs; er hatte die Herzogin von Nemours aufgenommen. Beide ritten in Galopp über den Quai von Passy. Auf der Höhe der elysäischen Felder aber wurde ihr Vorbeiziehen durch ein letztes Kleingewehrfeuer begrüßt. Zwei Pferde der Escorte fielen und das Königreich verschwand in einer Rauchwolke. —

## Brosamen aus der Vergangenheit.

Ein Hofnarr Franz I., Königs von Frankreich, beklagte sich einst bei demselben, daß ein Cavalier ihm gedroht habe, er wolle ihn ermorden. „Wenn er das thut,“ erwiederte der Monarch, „so lasse ich ihn fünf Minuten darauf hängen!“ — „„Angenehm wäre es mir,““ antwortete der Narr, „„wenn mein gnädigster Fürst ihn fünf Minuten zuvor hängen ließe.““ —

Talleyrand's witzige und schlagende Einfälle nahmen, so gefürchtet sie auch waren, zuweilen doch einen gutmüthigen Charakter an; oft enthielten sie die schmeichelhaftesten Complimente, die man nur sagen kann. General Montbrun hatte, beim Fürsten eingeladen, ein Mal sich bedeutend über die angesagte Stunde verspätet. Er kam herein mit einem Strom von Entschuldigungen, als ihn Talleyrand, dessen Liebling er war, unterbrach, indem er sagte: „Lassen Sie doch, lassen Sie doch! — Sie sind der Letzte, das ist wahr, aber was macht das? Es beweist bloß, daß man Sie nicht auf ein Schlachtfeld beschieden hat; da würden Sie, mein lieber Bayard, gewiß der Erste am Platze gewesen seyn.“ —

## Fenilleton.

**Auswanderung nach Australien.** — Die fast wunderbaren Nachrichten aus Australien über die Nachfrage nach Arbeit bestätigen sich von allen Seiten. Hr. Waghorn sagt in einer eben erscheinenden Flugschrift über die Auswanderung nach Australien, daß dort auf 180.000 Anstiedler nicht weniger als 2.000.000 Häupter Rindvieh und 8.000.000 Schafe kämen, die Nahrungsmittel verdürben, weil nicht Mäuler genug vorhanden, — das Korn, weil keine Schnitter, — die Wolle, weil keine Scherer dort wären. Die Regierung in Adelaide hat eine Bekanntmachung ergehen lassen, wornach jedem, welcher achtzig englische Morgen Landes

ankauft, freie Ueberfahrt für drei von ihm zu nennende erwachsene Personen oder sechs Kinder unter 14 Jahren gewährt werden soll. Die Auswanderung nimmt auch in England mit jedem Jahre zu. Eine Einmischung von Staatswegen ist weder nöthig, noch rätlich; aber der Staat hat sein Oberaufsichts-Recht, welches, wie jedes Recht, auch eine Pflicht bedingt, noch viel sorgfamer zu üben. Durch Auswanderung allein kann freilich die Verarmung der Massen nicht gehoben werden, besonders da Menschen von einigem Vermögen eben solche Neigung zum Auswandern und dabei noch bessere Aussichten, als die ganz armen haben.

**Fleckwasser.** — Man nehme Salmiakgeist 1 Unze, Weingeist 1 Unze, Lavendelöl  $\frac{1}{2}$  Unze, Regenwasser 2 Unzen, schütte es in einem Kolben tüchtig durch einander, und man hat ein vorzügliches Fleckwasser, das auch hartnäckige Flecke auf ein- oder mehrmaligen Gebrauch gänzlich entfernt, und nur bei nicht farbhaltigen Stoffen nicht anwendbar ist, sonst aber bei wollenen, baumwollenen und leinenen Tüchern sich als trefflich bewährt. Dieses Fleckwasser läßt sich Jahre lang in wohlverschlossenen Kolben aufbewahren, muß aber vor dem Gebrauch jedesmal gut geschüttelt werden. Ist der zu behandelnde Gegenstand ganz vom Staube gereinigt, so werden die zu entfernenden Flecken mit dem Wasser satt getränkt, dann leicht zwischen den Fingern gerieben, bis das Wasser mit dem Flecken eine vollständige Verbindung eingegangen hat, und sofort mit kaltem Wasser ausgewaschen.

**Der Kaiser von Rußland** — speist sehr einfach, gewöhnlich um 3 Uhr, mit seiner Familie, nur bei Festlichkeiten um 6 Uhr. Er nimmt höchstens von 3 Schüsseln, denen immer russische Potage von pikantem Geschmacke vorangeht. Um 4 Uhr Morgens steht er auf. Am Tage pflegt er vor der Tafel zu schlafen. Sein Adjutant hat dann das besondere Geschäft, Seiner Majestät eine sehr große Pfeife anzuzünden. Erst nach Mitternacht begibt sich der Kaiser zu Bett. Auf Reisen verschmählt er die Wirthshausbetten und läßt sich von seinem Kammerdiener zwei Säcke mit Heu füllen, die ihm als Matratze und Pfühl dienen. Auch in seinem Pallaste dient ihm dieß als Bett. Er trägt stets eine blaue Generalsuniform mit äußerst feinem Pelzwerk fast unmerklich gefüttert, Lederbeinkleider und hohe Stiefel. In Pantalons erscheint er selten.

**Censurinstruction.** — Wenn man die 106 Censurinstructionen liest, die nach Dr. Schmidl's, „Oesterreichischen Blättern“ Sedlnitzky in den letzten 10 Monaten vor den Erlösungstagen im März ergehen ließ, und die von Dummheit, Parteilichkeit und grausamer Willkür zeigen, wird man wirklich irre, ob bis zum 14. März mehr der Cenfor zu bedauern war, oder das journallesende Publicum, oder der gehetzte und geplagte Redacteur.

### Papierkorb des Amüsanten.

Jemand, der einen Aufsatz veröffentlichen wollte, von dem vorauszusehen war, daß er nicht Jedermann genehm seyn dürfte, wurde darauf hingewiesen, daß er ihm eine Kagenmusik eintragen könne; er erwiderte jedoch: „Zimmerhin, dadurch kann man jetzt nur zur Geltung gelangen, denn ganz unbedeutende Individuen werden ja damit nicht regalist.“ — „Wie aber,“ hieß es weiter, „wenn diese Musik mit dem Tische eingeschlagener Fensterscheiben zu enden hätte?“ — „Fenstereinwerfen,“ entgegnete auf dieses der Autor mit unerschütterlicher Ruhe, „Fenstereinwerfen war sonst wohl nur eine Beschäftigung der Straßenjungen, denen die Po-

lizei bald das Handwerk legte; sollte es aber jetzt zu den Freiheiten oder Unterhaltungen unserer gegenwärtigen Lebenszustände gehören, so würde der Schaden wohl noch zu ersehen seyn, und ich an die Urheber oder Anstifter, im Namen des Glasers, dem dadurch ein Gewinn zuflöße, eine Dankadresse richten.“

Auf einem Maskenballe in Berlin drängte sich eine schwarze Maske zu einem königlichen Prinzen. Der Prinz fragte den Mehr, ob er ihn kenne. — „Nein“, erwiderte dieser. „Ich bin der Prinz N.“, sagte jener darauf und wünschte nun auch den Namen des Unbekannten zu wissen. — „Ich bin mehr!“ sagte dieser und empfahl sich. Der Prinz wurde neugierig, ließ der Maske nachgehen und sie endlich auffordern, sich zu demaskiren. Da fand sich denn, daß der Fremde der Kaufmann Mehr aus Leipzig war.

Jemand, der einen obrigkeitlichen Schüttboden zu verrechnen hatte, schreibt die „Stiria“ vom 15. Juni d. J., konnte mit 600 Mezen Kleien nicht in's Reine kommen. Er verwies dieselben daher in Ausgabe als einen an die verschiedenen Aemter der Herrschaft verabreichten — Streusand. Hierauf kam die Bemängelung folgendermaßen: Ist denn auf der ganzen Herrschaft kein mohfeileres Schriftbestreuungsmittel als Kleien, und falls es kein anderes gäbe, müssen denn die Beamten gar so viel streuen, daß in einem Jahre 600 Mezen Kleien aufgehen?

Zu einem Autor, der an einem Fuße lahm war, kam eine Dame, die nur auf einem Auge sah. „Wie geht's?“ fragte sie. „Wie Sie sehen!“ antwortete jener lächelnd.

### Zweites slavisches Concert.

Der slovenische Verein zu Laibach hat uns am 19. Juni d. J. abermals mit einem Concerte überrascht. War auch der Eindruck, den diese erste Vorführung uns machte, noch nicht aus unserem Innern verloscht, so muß diese eine unvergeßliche genannt werden, weil sowohl die Wahl der Gesangstücke, so wie der Vortrag derselben um so mehr eminent genannt werden müssen, als die Neuheit und die unvermeidliche Befangenheit der P. T. Creatoren bei Production dieser Art immer als ein mächtiges Hinderniß von dem Zuhörer zu befürchten ist. Wir müssen jedoch gestehen, daß hierin unsere Besorgniß zu voreilig war; ein Gesändniß, worauf wir nicht wenig stolz sind, der gegenwärtigen Zeit sagen zu können, daß auch wir Slaven im Gebiete der schönen Künste nicht unthätig geblieben sind.

Unter den zum Vortrage gekommenen Stücken zeichneten sich nebst dem Potpourri, welches schon in einem früheren Blatte besprochen wurde, das Gedicht „pod ôknam.“ Text vom Herrn Dr. Preschern, und die Melodie von Fleischmann aus und weiterferteten um den Vorrang. Diesem reihten sich rühmlichst noch der Damenchor „Slovenka“, „blesko jesero,“ dann die wahrhaft Staunen erregenden Krakauer Chöre. „dolenska sdraviza“ und „svonikarjova“ an. Die Leistungen der Damen sowohl, als auch dieser Letzteren, sind uns schöne Beweise, daß der Geist für unsere Nationalweisen wohl gedrückt, doch niemals erstickt werden konnte. Wir sehen daher in diesem verehrten Anschlusse getrost einer frohen Zukunft entgegen, und begrüßen solche mit dem ganzen Feuer einer begeisterten Nation mit dem eifrigsten Wunsche, dieses schöne Unternehmen möge uns noch öfters erfreuen, und die Herren Mitwirkenden, deren eifrige Leistungen lobenswerth sind, ermuntern, die betretene Bahn nicht zu verlassen. Shivio!

Wabnigg.

### Oeffentlicher Dank.

Der Geseftigte spricht hier im Namen und in Uebereinstimmung der sämtlichen Vorstadtbewohner von Krakau und Tyrnau gegen die Mitglieder der Laibacher Nationalgarde, welche am vorgestrigen heil. Frohnleichnamstage die Feierlichkeit der Tyrnauer Profession durch den Paradesumzug verherlichen halfen, hiemit öffentlich den wärmsten Dank aus. — Laibach am 24. Juni 1848.

Franz Tertnit.